

Va Bärj & Tal

Weichen ist wenig Weitsicht

Seit Jahrzehnten die gleichen, alten Platten: Bergtäler verganden und verwildern lassen, drängen uns die Propheten des Untergangs.

Ich höre Sie, leicht angespitzte Leserinnen und Leser, gereizt ausrufen: «Jetzt öü där nu!» Noch so ein Klugscheisser mehr, ein Besserwisser, im günstigen Fall ein Gutmeinender, der das zerschlagene Blatten mit Rat schlagen will.

Keine Sorge, ich belasse es, quasi freundnachbarlich über den Restipass, mit drei Sätzen: Es tut hüerä weh, Blatten und Ried so – nicht mehr – zu sehen. Riesenrespekt vor dem, was und wie die Verantwortlichen und ihre Helfer\*innen im Lötschental in der Krise geleistet haben. Und: Viel Courage, Glück und Verstand beim Bau eines neuen Blattens!

Verwüstung, Verheerung und Wiedererstehen unserer Bergdörfer verfolgen mich seit eh und politisch seit einem halben Jahrhundert zwangsläufig. Als Kind eines von Katastrophen mehrfach heimgesuchten Dorfes wurde einem das Bewusstsein dafür kollektiv eingepflegt. Oft habe ich mich gefragt, warum um Himmels willen unsere Vorfahren Obergesteln zwei bis drei Mal wieder aufgebaut haben. Wieso es bei einer solchen desaströsen Geschichte immer noch dasteht – und das nicht einmal schlecht.

Vor 305 Jahren – genau am 18. Hornung 1720 – wurde mehr als das halbe Dorf mit hundert Hausfirsten und Stall-Scheunen von einer gewaltigen Staublawine niedergefegt. 84 Menschen starben kläglich den Weissen Tod. 300 Stück Vieh verendeten im Schnee, Feuer und aufgestauten Rottenwasser. Versetzt unter dem Kirchenhügel haben die Überlebenden das Dorf im hergebrachten Stil wieder aufgebaut. Und liessen sich auch nicht davon abbringen, als weitere Lawinen neue Häuser wieder wegriissen. Vielleicht sahen sie keinen anderen Ausweg. Vielleicht waren die kargen Äcker und stotzigen Matten sonnenhalb das Einzige, was sie zum Leben hatten.

Vielleicht verhiess das Dorf als Suste auf der viel begangenen Säumer-Route über Grimsel und Gries weiterhin etwas Verdienst und Auskommen.

Als das Dorf 148 Jahre später vollständig abbrannte, suchten vorab die jungen Männer ihr Glück in San Francisco, während die in Armut und Hunger zurückbleibenden Angehörigen das Dorf mithilfe von Bauleuten aus den Nachbardörfern ein zweites Mal aufrichteten. Diesmal in einer mit staatlichen Subventionen erzwungenen, komplett neuen Bauweise. Es entstanden Häuser mit dicken Mauern, verdichtet aneinandergereiht, auf gleich grossen Bauplätzen für je zwei Familien, mit breiten Gassen im Gemeindeciegentum und erstmals strikt getrennten Wohn- und Stallteilen.

Was bei allem Befremdlichen in der Gommer Dörfenlandschaft durchaus auch als fortschrittlich angesehen werden kann, war mutmasslich auch ein nachträglicher Schutz gegen die nach wie vor akute Lawinengefahr, die weiterhin vom versteckten Stein oben beim «Gämschfax» drohte. Erst mehr als 200 Jahre nach der Lawinenkatastrophe entstanden dort grosse Verbauungen, zuerst die imposanten, heute noch zu bewundernden Saasermauern, später unterhalb davon Hunderte Schneebrücken in Stahl und Aluminium. Schliesslich wurde im kahlgeschlagenen Lawinenzug über Jahrzehnte ein mit strengem Weidebann belegter Schutzwald hochgezogen. Noch in meiner Schulzeit wurden wir Kinder im Frühjahr regelmässig zum Pflanzen von Baumsetzlingen aus dem Unterricht genommen. Es war eine frühe Lehre fürs Leben – fürs Überleben im Bergtal.

Verstehen Sie, dass mich der Widerwille packt, wenn uns ob der aktuellen Tragik jetzt aus dem bequemen politischen und medialen Seitenwagen heraus wieder einmal und einmal mehr

die Entvölkerung von Bergdörfern und ganzen Bergtälern aufgeredet werden soll? Es sind die gleichen, alten Platten, wie sie seit Jahrzehnten regelmässig gespielt werden. «Lasst die Schweiz verwildern!», propagierte die «Weltwoche» schon vor zwanzig Jahren, wissenschaftlich sekundiert von prominenten «Gschstudierten». Darunter etwa ein ETH-Agrarprofessor mit Walser Wurzeln, der noch früher mit einem 4-Lagen-Modell entschied die Preisgabe von Bergtälern propagierte. Oder ein urbaner Stararchitekt, der sich im Zusammenhang mit der wachsenden Vergandung mit dem unverschämten Satz zitieren liess: «Aber für die Schweiz als Ganzes gibt es keinen für uns vorstellbaren Grund, noch das letzte Alpental wirtschaftlich weiter produktiv zu halten.»

Das letzte Alpental? Hatte Doktor Doom von der Untergangsfraktion überhaupt eine Ahnung, dass allein im Oberwallis schon damals mindestens fünfzehn Täler nicht besiedelt waren und inzwischen teilweise bös verganden?

Gewiss: Die vom alarmierenden Klimawandel beschleunigten Berg- und Felsstürze werden uns zwingen, hier und dort zurück- und auszuweichen. Aber einfach ganz weichen, einfach aufgeben, das liegt nicht in unserem (Gemein-)Wesen.

Und ist keine Weitsicht.



Beat Jost  
1954, ist in Obergesteln aufgewachsen und lebt in Albinen.  
bjc.jost@bluewin.ch

Übrigens...

«Wie geit s eigentli dem Wallissertitsch?»

«Wallissertitschi Weerter» in der Pomona-App. Nach bald drei Jahren stehen dazu Rückmeldungen und Erfahrungen im Raum.

Wer den «Walliser Boten» abonniert oder sich auf der Website registriert, kann unter der Pomona-App zahlreiche Funktionen und Dienste wie News, Newsletter, ePaper, Wetter, In Memoriam usw. auch die Rubrik «Wallissertitschi Weerter» anwählen. Es ist dies eine WB-Dienstleistung, die erlaubt, Mundartwörter oder auch schriftdeutsche Wörter im Sinne der von mir verfassten Wörtersammlung einzugeben und so die nähere Bedeutung in Schriftdeutsch oder Mundart zu erfahren. Wenn das gesuchte Wort nicht vorhanden ist, erscheint sofort ein Meldefenster, auf dem das fehlende Wort als neues Element zur Einfügung für das stetig wachsende Wörterbuch vorgeschlagen werden kann. Diese Möglichkeit wird auch recht häufig genutzt. Im Laufe des bald dreijährigen Betriebes kann man diesbezüglich etwa die folgenden Erfahrungen und Rückmeldungen feststellen, von denen ich einige herausgreife.

– «Wallissertitsch / Wallisser-titsch». In zwei WB-Beiträgen (13.11. 2003 und dann 11.04.2024) schrieb ein Autor namentlich zwei grosse Artikel mit dem Titel «Es gibt kein Walliserdeutsch» und «Das Walliserdeutsch als solches gibt es nicht». Die Artikel richteten sich womöglich gegen die Bezeichnung in der WB-App «Wallissertitschi Weerter», wollten aber vermutlich im Sinne des zweiten Artikels auch sagen, dass Walliserdeutsch im Land nach Regionen, Orten usw. sehr verschieden sei, verschiedene Ausprägungen habe. Als höchstalemannischer Dialekt hat unsere Mundart aber eine gemeinsame Basis, die in vielen Wörtern der WB-App «Wallissertitschi Weerter» durch die Nennungen der verschiedenen Gewährsleute klar ersichtlich ist. Beispiel: «embri-

cha, ämbriä, embricher, imbrincha, ebracha, äbricha» für «herunter». Unsere Mundart wird auch ausserkantonale im Sinne eines örtlichen Sammelbegriffs als «Walliserdeutsch» wahrgenommen und verstanden.

– «Titsch / Tiitsch». Es wurde auch gewünscht, man müsse «Tiitsch» und nicht «Titsch» schreiben (WB 20.01.2023). Wer etwa in Turtmann oder im Lötschental wohnt, wird im Sinne der gerade besprochenen Vielfalt «Tiitsch» schreiben. In Brig höre ich mehr «Titsch». Also wäre beides gut. Eine dritte Form des Buchstabens «i», den wir verwenden, erscheint dann etwa im Ortsnamen «Bitsch», im Holzstamm «Titschi», in der Hütte «Hiitu» usw. Für «heute» wäre also «hitu / hiitu» möglich. Ich verzichtete in der von mir schon um 1985 gewählten Laienschrift für den WB auf eine Bezeichnung der Kurz-i-Form durch ein Zeichen, Akzent usw. – wie ich überhaupt die ganze WB-Mundartschreibung ohne Zeichen wie Apostrophe, Akzente usw. ansetzte.

– «ey / ei». Selbstverständlich kann man der Auffassung sein, man müsse z.B. das Wort «beidi» als «beydi» schreiben. Der obige Titel begänne also entsprechend «Wie geit s eygentli...». Einen Duden «Wallissertitsch» gibt es nicht. Ein weiterer Autor, der ebenfalls regelmässig walliserdeutsche Kolumnen vor allem auch in Lötschentaler Dialekt schreibt, hält stark am «ey» fest. Das sei ihm unbenommen. Ich stand da seinerzeit vor der Aufgabe, eine Wahl zu treffen, und entschied mich für eine dem heutigen Schriftbild – auch der Zeitung – angepasste schriftdeutsche Schreibung «ei». Ein Text wie «Wie geit s eygentli, heyd er beydi Heyw?...» (Wie geht es eigentlich, habt ihr beide

Heu?...?) verfremdet meines Erachtens das Schriftbild im WB zu sehr und erschwert zudem das Lesen unnötigerweise. Ich fühle mich damals und auch heute noch der Darstellung «ei» verbunden, wie sie in den Büchern der Walser, ihrem Magazin «Wir Walser» und auch in Schriften der Walliser Dichter Taugwalder usw. und weiterer Sprachkenner vorkommt. Die leichte Regel, die hier zu beachten ist, wäre: «Red soo, wie s gschribus ischt»: beidi = be-i-di! Nicht: bäidi! Allerdings: «bäidi» hörte ich auch schon in Zermatt.

– Dehnungen «aa, ee, ii, oo, uu». In den Rückmeldungen kommen häufig Wörter vor, in denen die erwähnten Dehnungen fehlen. Die Rückmeldung sagt dann, es fehle: «Altär (Alter), Marfil (Murmelspiel), Beschi (Boshaftigkeit), Hischi (Haus), Nol (Dummkopf), Mäs (Maus)». In all diesen Fällen wurden die Dehnungen nicht beachtet: Richtig und auch als vorhanden angezeigt sind daher: «Aaltär, Maarfil, Beeschi, Hiischi, Nool, Müüs». Bitte also auf Dehnungen «aa, ee, ii, oo, uu» hören und achten. Danke! Weitere Anmerkungen zu «Wallissertitschi Weerter» auf der Pomona / WB-App de äs annärmaall! Und heit Soorg z iischar Schpraach!



Alois Grichting  
1933, Brig-Glis, ist Ingenieur, Volkswirtschaftler, Lehrer i.R., Publizist.  
alois.grichting@gmail.com

+1%

Bonus auf Ihren Sparzinssatz\*

Mehr als willkommen.

Ab CHF 30'000.- Neugeld.

\*Angebot unterliegt bestimmten Bedingungen und ist gültig vom 01.07.2025 bis zum 31.12.2025

WKB

Fühlen Sie sich zuhause